

Letzter Aufruf für Europa

Die literarische Mittelmeerunion tagt in Tirana

Die afrikanischen Flüchtlinge auf der überfüllten Barke, die vor Lampedusa in Seenot geraten waren, hatten ihr brennendes Schiff zum Lichtzeichen gemacht. Es wurde gesehen, doch keiner half, und Hunderte ertranken. Ähnliches ereignete sich vor zwei Jahrzehnten schon im östlichen Mittelmeer, in der an ihrer schmalsten Stelle nur 71 Kilometer breiten Straße von Otranto, der ältesten und kürzesten Verbindung zwischen den Halbinseln des Apennins und des Balkans. Von der albanischen Hafenstadt Vlora aus hatte im Frühjahr 1997, auf dem Höhepunkt bürgerkriegsähnlicher Unruhen in dem postkommunistischen Land, ein Boot mit rund 120 Flüchtlingen an Bord Kurs auf Brindisi genommen.

Bei hohem Seegang wurde es von Schiffen der italienischen Küstenwacht hart bedrängt. Es half nichts, dass die Besatzung die weiße Flagge hisste, die Passagiere weiße Tücher schwenkten, die Mütter ihre Kinder in die Höhe hoben; eine Fregatte rampte die Barke, die daraufhin sofort sank. Bis auf neununddreißig Überlebende ertranken alle Menschen an Bord.

Seit dem Fall der Mauer und des Eisernen Vorhangs herrscht ein „neuer Krieg von anderer Art“ in Europa, sagt der albanische Intellektuelle und Schriftsteller Fatos Lubonja. Dieser Krieg, geführt von den Reichen und Mächtigen, richtet sich „gegen die freie Wahl des Aufenthalts“. Lubonja, der siebzehn Jahre seines Lebens in den Kerkern und Gulags des letzten stalinistischen Regimes in Europa zugebracht hatte, weiß ebenso gut wie seine Landsleute, was es heißt, an einem abgesperrten Meer zu leben, markiert von verrosteten Bojen und bewacht von den „rechteckigen Augenhöhlen“ zum Horizont starrer Bunker. Mit ihnen hatte der Diktator Enver Hoxha in Erwartung feindlicher Invasionen die Meeresküste parzelliert und sein Land für beinahe ein halbes Jahrhundert vom übrigen Europa isoliert. Doch kaum war das Regime zusammengebrochen und kaum hatten sich an den Ufern des adriatischen und ionischen Meeres die Tore zur Freiheit geöffnet, wurden sie wieder verriegelt: „Wie zu Zeiten des Diktators“, sagte Lubonja, „wurde das Meer zur verbotenen Zone“. Länger und länger wurden „die Listen der Opfer“, für die „der Traum vom Meer als Ausgangstor zum Kennenlernen des Unendlichen mit der Wirklichkeit eines Meeres kollidiert, in dem man ertrinkt.“

Nach 1990 war das Meer ein Versprechen, jetzt ist es Grenze, Todeszone, Ende der Hoffnung

Lubonja hielt seine Rede auf „Das Meer“ auf der – nach Triest im vorigen Herbst – zweiten auswärtigen Station des Projekts einer literarischen Umrandung des Mittelmeeres unter dem Übertitel „Das weiße Meer“. Denn so wird das Mittelmeer in den Sprachen der arabischen und türkischen Welt genannt. Getragen von der Allianz Kulturstiftung in Verbindung mit dem Literarischen Colloquium Berlin und unter dem Patronat der ehemaligen Bundesbeauftragten für Kultur Christina Weiss, bringt das Projekt „Das weiße Meer“ damit zum Ausdruck, dass es an der kulturellen Zusammengehörigkeit der gegenüberliegenden Meeresufer festhält: Verbindungen sucht es gerade dort zu stiften, wo das Europa der Reichen und Mächtigen hingen – wie nie zuvor in der Geschichte des Mittelmeerraums – auf unüberwindliche Trennungen setzt. Und auf die Errichtung unsichtbarer Mauern und Todesstreifen.

Fatos Lubonja beschwor den Glauben an eine „mediterrane Identität“, deren wichtigstes Merkmal die Empathie sein müsse. Sie anzunehmen, hieß zu lernen, „die Katastrophe der anderen als unsere eigene zu begreifen“. Von diesen Überlegungen war es nicht weit zur Bestimmung der Fähigkeit von Literatur sowohl zur Seismographie als auch zur Durchdringung tra-

matischer Erinnerungen. Auf die Antizipationskraft von Literatur setzt Khaled al-Khamissi, der sein im Original bereits 2007 (deutsch 2011 im Basler Lenos Verlag) erschienen Buch „Im Taxi. Unterwegs in Kairo“ als „radiographische“ Aufzeichnung von „Bewegungen auf den Straßen von Ägypten“ begreift, die dem Mubarak-Regime schon seit dem Jahr 2004 den Boden unter den Füßen wegzuziehen begonnen hatten – lange bevor die europäischen Medien eines vermeintlichen „Arabischen Frühlings“ gewahr zu werden glaubten. Und wenn heute Migranten, auf deren zivilisatorische „Unentbehrlichkeit“ schon der große Mittelmeerhistoriker Fernand Braudel ein Loblied sang, als Bootsflüchtlinge im Mittelmeer ertrinken, so hätten doch die Wörter der Literatur den Menschen eines voraus: „Die Wörter versinken nicht, sie fliegen.“

Man wird also noch an sie denken. Für die in Deutschland lebende albanische Autorin Lindita Arapi, deren Roman „Das Schlüssel mädchen“ (Dittrich Verlag, Berlin 2012) sich jener Schatten annimmt, die die albanische Vergangenheit auf die in der Gegenwart Lebenden wirft, gleicht das Erzählen einem „letzten Aufruf“ für Passagiere auf Flughäfen, dem „Last call for passengers“. Ähnliche Gedanken präsentierte der aus Deutschland angereiste Schriftsteller Hans-Ulrich Treichel, dessen Familienroman „Der Verlorene“ (1998) über die fortwährende Suche nach einem Finkelkind, das die Eltern auf der Flucht aus dem Osten verloren hatten, jüngst ins Albanische übersetzt wurde: Wichtiger als die Kategorie des Meeres sei ihm die Kategorie des „leeren Raums“. Als solcher stand ihm vor 1989 der gesamte Osten Europas vor Augen. Was diesen dann füllte, im gleichen Zug wie den leeren und stummen Raum in der eigenen Familie, das habe er in den Akten gefunden und die Erzählung der verschwiegenen Geschichte der eigenen Familie „an die Literatur abgetreten“, die schließlich dafür da sei, leere Räume zu füllen, angefangen beim Papier.

Für den Lyriker, Romancier, Essayisten und Philologen Agron Tufa, dessen Familie, wie er sagt, „durch die Hölle der Verfolgung gegangen“ war und er heute eine Art albanische „Gauck-Behörde“ leitet, der allerdings der Zugang zu den Geheimakten des alten Regimes verweigert wird, ist Treichels „leerer Raum“ daher ein unerforschter „dunkler Raum“. Tufas Erkenntnisse nach war jede vierte albanische Familie unter dem Regime von Enver Hoxha Opfer von Verfolgungen, Folter und Hinrichtungen, von willkürlichen Verhaftungen und Terrorurteilen, von Deportationen, langjährigen Gefängnisstrafen und Zwangsarbeiten. „Um sich von einem Albtraum zu befreien“, sagte Tufa, habe er das Schreiben von Romanen begonnen.

Ein Mittelmeergewächs ist schließlich der Schriftsteller, Lyriker und Essayist Arjan Leka: Geboren in der albanischen Hafenstadt Durrës, dem alten Brückenkopf auf der antiken Via Egnatia, die die Via Appia über die Balkanhalbinsel bis an den Bosphorus verlängerte. Den Blick auf das abgesperrte Meer hatte er von Kind auf, doch durfte selbst, wer als albanischer Matrose oder Marinesoldat zur See fuhr, davon zu Hause nicht sprechen. Für ihn und seine Landsleute bedeute das Mittelmeer „Öffnung und Abschluss, Segen und Strafe, Hindernis und Möglichkeit“ zugleich. Lekas Lebensthema nicht nur als Philologe ist das „Übersetzen“ in seiner metaphorischen Kraft und Universalität: Alles Menschliche und alle Kultur bedürfe der Übersetzung, der Mensch sei ein „Homo translator“, ein „übersetzendes und adaptierendes Wesen“. Übersetzen sei die „humane Tätigkeit“ schlechthin. Es ist auch dies ein beständiges Wandern und ein Migrieren. Dazu bedarf der Mensch, außer der Sprache, des von allen Hindernissen freien Flusses seiner Ideen, Wünsche und Sehnsüchte. Und freier Meeresufer – zum Hinübersetzen. VOLKER BREIDECKER



Noch ist die Welt in Sizilien völlig in Ordnung. Aber bald schon werden französische Besatzungssoldaten die Ballettprobe brutal beenden. FOTO: BILL COOPER

Gefühlsterroristen

Stefan Herheim bringt in London Verdis selten gespielte Oper „Die sizilianische Vesper“ – in der Bühnenästhetik von 1855

VON REINHARD J. BREMBECK

Zartes Ballettgetrippel kontrapunktiert die Ouvertüre, der Balletmeister mit seinen langen weißen Haaren ist damit zufrieden, was seine Elevationen im Tutu zeigen. Kaum bläst das Orchester aber zum Sturm, drängen französische Soldaten herein, schikanieren die Frauen, brechen dem Maître das Bein. Der Anführer der Soldaten vergewaltigt eine der Tänzerinnen und zeugt dabei einen Sohn, der ihn später das Leben kosten wird.

Eigentlich spielt die ganze Geschichte im 13. Jahrhundert, sie endet mit Volksaufstand und Vertreibung der Franzosen in der Sizilianischen Vesper. Am Londoner Royal Opera House aber verlegt der gern als Theaterwunder gefeierte Regisseur Stefan Herheim Giuseppe Verdis selten zu hörenden Fünfkakter „Die sizilianische Vesper“ von 1855 in dessen Entstehungszeit, ja, er rekonstruiert geradezu die Uraufführung samt deren vormoderner Bühnenästhetik. Offenbar ist Herheim der nicht ganz abwegigen Ansicht, dass Verdis deftige Dramatik sich am stimmigsten durch die Theatermittel seiner Zeit realisieren lässt.

Also zeigt Philipp Fürhofers Bühnenbild ein imperiales Theater, meist Zuschauer- und Szene. Hier spielen die Sizilianer für die Besatzer Oper. Bald aber vermischen sich Zuschauer und Spieler, die Gesine Völlm stiehlt wie für einen Kostümfilm eingekleidet hat.

Verdi bietet eine brutale Vierecks-geschichte, die Protagonisten sind allesamt Fanatiker. Da ist der Vergewaltiger und Besatzerchef Montfort, den Michael Volle als derben Statthalter porträtiert. Als er reichlich spät erfährt, dass er einst im Ballettsaal einen Sohn gezeugt hat, ist es um seine Contenance geschehen: Volle findet nun auch zu gebrochenen Tönen. So kämpfen in Montfort Vater gegen Schlächter, zumal sein Henri sich als sizilianischer Terrorist versucht. Bryan Hymel singt ihn mit einfarbig engem, aber sicherem Tenor. Henri ist ein kaum zum Nachdenken neigender Nobody, der jedoch zusammen-

Den Vater-Sohn-Konflikt rückt die Regie hier ins Zentrum

bricht, als er erfährt, dass Montfort sein Vater ist. Die Annäherung von Montfort und Henri steht im Zentrum der Aufführung. Herheim nimmt an diesem Vater-Sohn-Konflikt leidenschaftlich Anteil, seine meist traditionell realistische Regie ist hier am subtilsten und spannendsten.

Den beiden anderen Protagonisten aber bringt Herheim deutlich weniger Interesse entgegen. Erwin Schrott gibt einen eiteln Procidia, jenen Ballettmeister der Ouvertüre, der nach seiner Verstümmelung zum Terroristenchef wird. Dunkel und mächtig stellt er seine Vaterlandsliebe vor, nutzt leise Töne, um für seine Ziele zu verführen. Er ist ein unerbtlicher Patriot, der über

Leichen geht – auch die seiner treuesten Mitstreiter.

So lässt er zuletzt nicht nur Montfort und Henri erstechen, sondern auch Hélène, seine engste Verbündete. Lianna Haroutounian singt diesen radikalen Racheengel dezent und lyrisch. Das passt zwar zu ihren bauschigen Kleidern, doch wird sie der Terroristin, die das Attentat auf Montfort mit der Waffe in der Hand versucht, genauso wenig gerecht wie der großen Liebenden, die ihrem Henri auch dann noch die Treue hält, als dessen Herkunft öffentlich wird.

Verdi rechnete für seine „Vèpres“ mit französischen Sängern und einem französischen Orchesterklang. Moderne Orchester und Sänger aber, auch in London, vermitteln keinerlei französisches Flair. So wirkt bei der Premiere das gesungene Französisch befremdlich, und das Orchesterspiel allzu italienisch direkt. Allerdings macht das Antonio Pappano, der Musikchef des Hauses, durch Klangwunder wett, durch Genauigkeit, Raffinement und Schlüssigkeit. Letztlich bleibt in Pappanos Lesart unverständlich, warum dieses Stück derart vernachlässigt wird.

Ein Grund mag die Länge von über drei Stunden Musik netto sein. Aber in London wird gekürzt. Dass das Opfer aber ausgerechnet das 30-minütige Vier-Jahreszeiten-Ballett sein muss, ist geradezu grotesk. Schließlich geht Herheims zentrale Idee vom Ballett aus, weshalb er die Tänzer auch immer wieder auftreten lässt.

Gut gepflegter Fußboden

Antiker Zoo: In Berlin ist ein imposantes Mosaik zu bewundern

Manchmal ersetzt der Museums- den Zoo-besuch. Das Alte Museum in Berlin zeigt gerade ein saalfüllendes römisches Mosaik aus dem dritten Jahrhundert. Es wurde vor 17 Jahren bei Bauarbeiten in dem israelischen Ort Lod entdeckt und durfte nun erstaunlicherweise trotz seiner Fragilität nach Deutschland reisen. Zu sehen sind keine Menschen, sondern ihre Mitbewohner auf dem Planeten, die Tiere. Friedlich geht es deswegen noch lange nicht zu: Große Fische verspeisen genüsslich die kleinen, ein Tiger fällt über einen Esel her und ein Leopard verkrallt sich in den Bauch einer Antilope, bis die beiden zum doppelköpfigen Mischwesen verschmelzen. Das ist in so atemberaubendem Realismus geschildert, dass Biologen nun alle, auch die inzwischen ausgestorbenen Tierarten auf dem Mosaik identifizieren konnten.

Doch in der Welt geht es nicht immer nur ums Fressen und Gefressenwerden. Im prominenten Mittelfeld des Mosaik schildern die unbekanntesten Künstler, wie behaglich das Leben auch sein könnte. Löwe und Löwin sitzen auf ihren jeweiligen Felsen und blicken einander in die Augen; es ist, als würden sie die Erde bewachen und auch das Seeungeheuer kleinhalten, das zu ihren Füßen im Wasser planscht. Elefant und Giraffe, Tiger, Büffel und Nashorn begegnen einander in respektvollem Wohlwollen. Während auf den anderen Bildern immer einmal wieder Mischgeschöpfes aufscheint – ein Schiff, ein Hundehalsband – so finden sich hier, im Paradies, keine Spuren von Mann und Frau.

Man wüsste gern, wozu dieser Sehnsuchtsort in der Raummitte diente. Vermutlich gehörte das Haus einem Kaufmann oder Seefahrer. Möglicherweise zählte er zu den vielen Bewohnern der an Handelswegen gelegenen Kleinstadt, die in der römischen Kaiserzeit griechische und jüdische Traditionen mischten. Dafür sprechen die Pantherfiguren, die in dionysischer Tradition mit einem Mischgefäß für Wasser und Wein spielen. Wer auch immer Hausher war, er hatte einen Sinn für das große Ganze. Und er pflegte seinen Fußboden so gut, dass er heute noch fast unbeschädigt daliegt. KIA VAHLAND

Jäger und Gejagte. Altes Museum Berlin, bis 11. Mai.



Tiere im Frieden: Das Mittelfeld des Mosaikes aus Lod. FOTO: ISRAEL ANTIQUITIES AUTHORITY

Ronald Shannon Jackson gestorben

Der Jazzmusiker Ronald Shannon Jackson ist tot. Der Texaner starb am Samstag in seinem Haus in Fort Worth. Der Schlagzeuger gehörte lange zu den führenden Köpfen der Free-Jazz-Szene und trat auch oft in Deutschland auf, unter anderem als Teil der „Last Exit“-Superband. Jackson wurde 73 Jahre alt. Jackson spielte mit Musikern wie Herbie Hancock und Joe Henderson zusammen und gilt als ein Begründer des „Jazzpunkts“. Er nahm etwa zwanzig Platten auf, unter anderem „Last Exit: Köln“ mit dem deutschen Saxophonisten Peter Brötzmann. DPA



Kuota Kors Carbon Rennrad

Das neu entwickelte KORS CARBON ermöglicht den preiswerten Einstieg in die Welt der Carbon-Rennräder. Die komfortable Geometrie und Sitzposition ermöglichen eine mühelose und beschwerdefreie Bewältigung längerer Distanzen.



Kona Roundabout Stadtrad

Das Roundabout besticht mit einem stilvollen Citybike Cromoly Rahmen, vielen Details und einem überdimensionalen Steuerrohr mit integriertem Steuerkopf und steht so für Einfachheit, Eleganz und Sorglosigkeit.

FAHRWERK

... heute auf
Kaufdown.de
ersteigern

Kaufdown
Die Auktion, bei der der Preis sinkt
Süddeutsche.de



Sie sind Händler und wollen bei Kaufdown mitmachen?
Kontakt unter kaufdown@sueddeutsche.de